

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 5

Artikel: Leute aus den hintern Gassen [Fortsetzung]
Autor: Schärer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 31. Januar

Zwei Gedichte von Johanna Siebel.

Beglückt vor vielen — — —

Beglückt vor vielen bin ich in der Welt,
Auf deren Pfad in dieser Zeit kein Lichtschein fällt,
Die bleich und jeden neuen Tag mit Grauen
In das Vergangne und die Zukunft schauen.

Beglückt vor vielen, weil zu jeder Frist
Mein Kind im Sonnenlicht willkommen ist,
Weil Glück und Liebe ihm den Willkomm beuen
Und seinen Weg mit Blumen überstreuen.

Beglückt vor vielen. — Ist es darum so,
Daß meine Seele schleicht zu euch, die ihr nie froh,
Die einsam ihr, in Ächtung und Beschwerden,
Voll Scham und Reue müßet Mutter werden?

Beglückt vor vielen rufe ich euch zu:
„Scheucht euren Vorwurf! Laßt den Qualen Ruh,
Sreut euch des Kindes! Gebt ihm Muttertreue,
Dann löst das Kind aus Sünden euch und Reue!“

Abends, eh' ich geh zur Ruh.

Abends, eh' ich geh zur Ruh,
Schreit ich durch die Zimmer;
Hier ein Strümpfchen, dort ein Schuh,
Etwas find ich immer.

Etwas find ich jederzeit
Wandernd durch die Stuben,
Von der süßen Wirklichkeit
Meines kleinen Buben.

Und die Sächlein ordnend, steht
Hell wie Christbaumkerzen
Immerzu mir ein Gebet
Für mein Kind im Herzen.

Und ich flehe immerzu,
Daß als frömmste Gabe
Abends Strümpfchen ich und Schuh
So zu ordnen habe.

Aus: „Mutter und Kind“. Gedichte und Parabeln von Johanna Siebel. Verlag: Huber & Cie., Frauenfeld.

Leute aus den hintern Gassen.

Von Ernst Schärer, Bern.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 3. Preis.)

4

„Boß tuufig! — wo brennt's, wo brennt's?! — Wo will der Kessel mit dir hin?“

Vater Lehmann rief es seiner Tochter nach, die wie ein aufgeschredtes Füllen an ihm vorbeistürzte. Babetkli sah bloß verwundert zurück und nickte.

Der Vater schlurpte weiter, lächelte und brummelte vor sich hin. Er schüttelte den Kopf.

Babetkli kam gar nicht recht vorwärts, nicht schnell genug, wie ihr schien. Ueberall waren so viele Kinder, die

die Spiele des Frühlings betrieben: Märmelschieben, Reiffen und Seilschlagen. Sie taten in ihrer Unbekümmertheit gerade, als gehörte die Stadt ihnen allein. Noch nicht lange war es her, da hatte Babetkli es ebenso getrieben; aber heute lag das Spiel als Stüd Kindheitserinnern jahreweit zurück. Das war vorbei! —

Vor dem Metzgergäßchen warf sie schnell einen Blick zurück. Es war ihr bloß, als hätte die Ladenglocke gerufen. —

Und dann stand sie vor dem Schlosserhäuschen, dessen Werkstatttüre die Gestalt des schwarzen Berchten versperrte. Er sah finster auf das Pflaster vor sich und musterte Babetkli mißtrauisch.

„Laß die Gwundernase ungefütert, Meitli!“ herrschte er sie an. „Märti ist nicht zu sprechen, heute nicht und morgen nicht! — Jedenfalls noch lange nicht!“ —

Das nähme sie denn doch wunder, widersprach Babetkli geärgert und warf den Kopf trotzig zurück. — „Ja neume schier!“ — Und versuchte an Berchten vorbei in das Haus zu dringen. Der lachte grimmig. „Muß ich es dir nochmals sagen? — Nichts wird daraus! — Geh, ich will die Türe wieder schließen, es zieht, geh!“ —

„Nein!“ — Furchtlos schaute sie zu Berchten auf mit ihren großen, braunen Augen und lächelte im Trotz. Aber schneller ging der Atem.

„Dann bleib draußen stehen!“ sprach herrisch Märtis Vater mit aufgeworfenem Schnauz und schlug die Glastüre zu, daß die eine Blechscheibe schlotterte. Er drehte den Schlüssel im rostigen Schloß; er freischte gedehnt. Der Mißton ging Babetkli auf die Nerven.

Sie wandte sich um und sah den Platz mit neugierigen Kindern besetzt, die ihre Spiele verlassen hatten und scheu und stumm in des Schlossers Werkstatt starrten. Von weiter oben blickten unordentlich gekämmte Weiber, ein Kind auf dem Arm nach der Ecke hinunter und hätten sicher das Mittagessen für die Männer versäumt, wenn nicht die klangvoll mächtige Münsterglocke sie aus dem Herumgaffen gerissen hätte.

„Herrjeses, ist es schon so spät!“

Wie sich jetzt in das Auszittern der Glockentöne ein paar Hammerschläge aus der obern Schmiede drängten, zwangen sie gleichzeitig Babetklis Kopf nach ihrer Richtung hin; es gab ihr einen Ruck; es zwang sie schier an der Schmiede vorüberzugehen, um zu sehen, wie Bernhard Zehnder heute aussähe. Mit Gewalt aber überwand sie das Gelüste und ging den Weg zurück, den sie gekommen.

Sie ging nach Hause. Tausend Gedanken stürmten unter dem gescheitelten Haar. Ihre Augen sahen verloren geradeaus in eine seltsame Welt, in eine stille Szene, auf der abwechselnd Märti und der Jungschmied Zehnder standen.

In einer Art starrer Abwesenheit trat sie in den Laden. Die Glocke schrillte gewohnheitsmäßig; sie hörte sie nicht. Der Vater stand an den Tisch gelehnt und kaute dürre Zwetschgen; ein paar Früchte hielt er in der hohlen Hand.

Aus seinen Kleidern strömte Wirtshausgeruch und vermengte sich mit den Düften nach Seife und gebratenen Kartoffeln. Er ekelte sie.

Bei ihrem Eintritt verzog er den Mund und deutete verächtlich nach dem Hinterstübchen, durch dessen Vorhang hindurch sich die unzufriedene Stimme der Mutter preßte.

„Es ist eine Schande, Vater, neben keinem Wirtshaus vorbeizukommen, ohne einkehren zu müssen, — nachher kommt du heim und verpestest mir den Laden mit dem Fuselgestank!“

„Dagegen nehme ich ja dürre Zwetschgen, Mutter,“ meinte Lehmann gleichgültig und träge.

„Warum zum Donner spionierst du immer herum, statt dich um das Essen zu kümmern! — Wenn du die

Augen im Laden behieltest, wäre dir auch der Kerger vom Hals geblieben, siehst du!“ —

Babetkli ging am Vater vorbei. Auf das ausgelesene Kanapee hinter dem Eßtisch warf sie sich und deutete der Mutter zu schwiegen. — „Bleib doch still, Mutter!“ —

Ob der Sorge um Vater und Mutter vergaß sie das eigene Grübeln.

Aber die Mutter beachtete die Bitte nicht. — „Ich habe nicht nötig zu spionieren, das habe ich nicht! — Die Leute bringen Sachen genug zu mir. Weiß Gott, viel zu viel!“ — In den Worten lag ein Wissen und eine Drohung; Der Vater horchte auf.

„Was willst du damit sagen?“ rief er gereizt zurück und warf einen Zwetschgenstein über die Schulter. — „Nur fort mit dem Schuh, wenn er dich drückt!“ —

„Reiß doch das Maul nicht so weit auf und spiel den Scheinheiligen! — Es wäre viel zu sagen! Und lange nicht alles kommt mir zu Ohren. Aber was die Späßen in der Gasse pfeifen, ist kein Geheimnis mehr. — Am Guggeli-Meitli hast den Narren gefressen, . . . so jetzt weißt es. — Und schämen sollte sich so einer, der nichts schafft und nur Schulden macht . . . der . . . der Weiß und eine erwachsene Tochter zu Hause hat, . . . pfui Teufel, du . . . du!“ —

Käsebleich hatte sich die stille Frau geredet. Und als sie schwieg, bewegten sich ihre Lippen wie in erregter Rede weiter. Breit stützte sie die Hand am Schrank neben ihr und atmete schwer.

Babetkli war aufspringend zur Mutter getreten. — „Mutter! — Mutter, schweig!“ flehte und befahl sie zugleich. — „Schweig!“ — Dann half sie ihr zu einem Stühlchen.

Ach Gott, es war so schrecklich, die Szenen unter den Eltern.

Keines Blickes würdigte sie den Vater, der finster und blöde zu Frau und Tochter sah und den Mund zu einem Grinsen verzog.

Frau Lehmann ließ sich schwer auf den Sitz niederfallen.

Ihre Wangen waren noch blässer als sonst, und das matte Licht des Lädchens ließ sie grau und verfallen erscheinen; sie schloß die Augen. Ein Wehlaut drang stöhnend über ihre Lippen. —

Aber ein anschwellender Lärm von der Gasse her überschlug ihn. Lachen, Pfeifen, Händeklatschen drang in den Laden hinein.

„Oh der Herrgott, was ist jetzt da wieder los?“ nückte Lehmann die Gelegenheit und trat mit einem Ruck vom Ladentisch weg auf die Straße.

„Ich gehe ihm zu langsam bergab; da denkt er mit seinem Luderleben nachzuhelfen!“ seufzte Frau Lehmann mit geschlossenen Augen zu Babetkli hinauf. „Jetzt geht er wieder ohne zu essen fort; kein Mensch weiß, wohin und wann er wieder kommt. — Ist das nicht ein Elend!“ —

„Aber Mutter“, versuchte Babetkli zu trösten, trat unter die Ladentüre und blickte nach dem Vater aus, der verschwunden war.

Zwei Polizisten schoben ruckweise einen schwächtigen Mann, der sich verzweifelt wehrte, die Laube hinauf. Es



Winter im Jura: St. Immer und der Sonnenberg.

sei ein Streitpostenstehler vom Schneiderausstand, der allweg einen Arbeitswilligen verschmiert habe, erklärte ihr ein vorwitziger Bengel, rannte wie ein abgeschossener Pfeil die Laube hinauf und brüllte seine Kumpanen zusammen. — „Hausi-i — Chrigu-u-u, chömet, . . chüblet d'Fchuggerei us, die Herrgottsdonnere!“

Ein Pfeifen, Zohlen, Gröhlen zitterte in der Gassenluft wieder und stopfte alle Haus- und Ladentüren mit neugierigen Menschen voll, die hänselnd und höhrend die Vertreter der Staatsgewalt belachten.

Ja, die „Grünen“ waren seit dem Käfigturmkravall zur Zielscheibe des Volkswitzes geworden. — „Jawohl“, sagten sie in den hintern Gassen, „ein rechtschaffener, organisierter Arbeiter spuckt vor so einem grünen Tagedieb aus, wenn er an ihm vorbeigeht!“ — Das taten sie denn auch alle redlich, und verbat sich die Polizei die Unzügllichkeit und wurde grob, sagte der Holzerpeter aus dem Krähenbühlstall mit verächtlichem Achselzucken, sie drehten ihm allweg den Schigg nicht im Maul herum, und fressen könne er wegen so einem den weichen Tabak auch nicht. —

Als die beiden Frauen am Eßtisch saßen, hatte der Föhn alle weißen Wolken hinter den Sonnenberg und den Bantiger gejagt. Neben dem Laubenpfeiler schaute ein weißer Sonnenstrahl in die Salzbutte.

Die Mutter enthielt sich des Essens; sie klagte über Schmerzen im Rücken und legte sich schließlich auf das Kanapee. Gram, Mergel und Sorge hatten Spuren in ihr Gesicht gegraben, die Krankheit hatte sie vertieft; die Frau sah recht verfallen aus, wenn sie so regungslos da lag.

Babetli ging auf den Fußspitzen und schaltete die Ladenglocke aus. Kein unnützer Lärm sollte die Mutter erschrecken.

Im Rückschreiten schweifte sie mit grüblerischem Blick nach dem Spiegel und erschrak. — Nein, dieser Ernst, diese Falten auf der Stirne. — Nun sie mit sich allein war, empfand sie eine Leere um sie und erstaunte, daß sie sie früher nie wahrgenommen.

Wenn es doch schon Abend wäre! —

Sicher würde sie den Jungschmied in den Lauben treffen! —

Er mußte doch kommen! —

* * *

Als Märti an diesem Morgen erwachte, war ihr so leicht. Und ein unaussprechliches Glücksgefühl erfüllte sie. Verschwunden war das Fieber der Nacht, sie lag wie auf Wolken gebettet und schien über allem Irdischen dahinzufliegen. Noch glühten ihr die Wangen vom tiefen Schlaf.

Da öffnete sich vorsichtig die Türe zu ihrem Zimmer, und der dunkle Kopf ihres Vaters strich neben den Türpfosten vorbei. Jetzt erst kehrte die Erinnerung an den vergangenen Abend in ihr zurück und sie erschrak. Der Vater aber verzog den langen Schnauz zu einem Lächeln; das freute sie und machte sie zuversichtlich.

„Hast lange geschlafen, Märti, du Faulpelz du!“ —

Er trat nun vollends ins Zimmer und schob die Vorhänge auseinander; ein wechselndes Licht fiel herein.

„Weißt du, was die Uhr zeigt, he?“ und lächelnd, sich mit der schweren Hand auf die Bettkante stützend, hielt er ihr die Taschenuhr vor die Nase. — „Ja, ja, zehn

Uhr! — Aber hast recht, Märti, du versäumst ja den Tag sowieso nicht; — übrigens habe ich noch mehr Tee gekocht, willst du noch eine Tasse? — Aber so rede doch einen Ton, Kind," schloß er erregt, — „so rede doch! Du weißt, ich kann das Muggen nicht vertragen!" — Er zog die Augenbrauen zusammen.

Doch Märti schwieg beharrlich. Aus großen Augen sah sie zu ihrem Vater auf. Sie erstaunte über sein sonderbares Wesen. — Er, der leicht erregbare, düstere Brummler, kochte ihr Tee; er, der Schweigsame, sprach so viel.

Die Tränen waren ihr nahe. Am liebsten hätte sie sich wieder in die Kissen zurückgelehnt und weitergeschlafen. Ein peinliches Gefühl drückte sie. Warum ging der Vater über den letzten Abend hinweg? Warum erwähnte er ihn mit keinem Wort? —

Als der Vater aus dem Zimmer war, sprang sie hastig aus dem Bett und warf die Kleider um. Mit zitterigen Fingern steckte sie die Haare auf und öffnete das Fenster.

Der Frühling strich im warmen Föhn herein und spielte Verstecken mit der Sonne. Wie neu drang das Rauschen der Aare zu ihr herauf.

In der Küche saß der Vater am weißgedeckten Tisch. Wedelnd und sich windend begrüßte sie der Hund. — Und Blumen, große gelbe, standen auf dem Tisch. — Tief be-

schämt senkte Märti die Augen; was sollte das alles bedeuten? Was war nur in den Vater gefahren? —

„Komm, Märti," sagte dieser, ihr entgegengehend, und mit weicher Stimme. „Zum Verwundern ist es schon zu spät. Das alles wartet schon lange auf dich. — Komm, es ist nichts dabei, wenn ich einmal deine Rolle übernehme!"

Er sprach es mit zuckenden Lippen und mit läppi-scher, schwerer Handgebärde. — „Und die Blumen, . . die habe ich bloß aus deinem Zimmer geholt und sie hierher gestellt, weil . . . ich so froh bin, daß dein Anfall glücklich verlaufen."

Er sah sein Kind lange und durchdringend an, und Märti fühlte, wie sein Blick sie aller Kraft beraubte.

„Setz dich nur, Märti," sprach der Vater bewegt. — „Sieh, ich habe Honig geholt, nimm und is. — Es ist eine geheime Kraft darin. Wenn die Milch nicht mehr warm genug ist, will ich sie wärmen."

Märti nickte bloß. Aus trübe lächelnden Augen sah sie seine rührende Geschäftigkeit.

Ach, wenn er das doch bleiben ließe! Wenn er sie doch lieber hart ausschimpfte; von ihr Rechenschaft über den vergangenen Abend forderte. — Statt dessen bemühte er sich um sie, wie um ein kleines Kind, oder wie um eine Schwerkranke.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf um den Südpol.

Von Dr. E. Lerch.

Am 22. Nov. 1913 hat die Bundesstadt Gelegenheit gehabt, den Entdecker des Südpols unseres Planeten kennen zu lernen. Das veranlaßt uns, einen kurzen Rückblick auf den Weg zu werfen, den die Südpolarforschung zurückgelegt hat.



Roald Amundsen, der Entdecker des Südpols

Die Tatsache ist auffällig, daß dieser Weg bedeutend kürzer ist als der, der zur Entdeckung des Nordpols geführt hat; denn die Antarktis wurde viel später in Angriff genommen, das Ziel aber dort fast gleichzeitig erreicht wie im Norden. Es ist ja begreiflich, wenn wir bedenken, daß die nordpolaren Gegenden von den Kulturländern Europas aus leicht zu erreichen sind und schon frühe durch den Reichtum an Transtieren die Menschen anlockten, daß dagegen die antarktischen Gewässer mehr als die Hälfte des Erdumfanges von den Kulturzentren Europas entfernt sind. Zudem zeigten schon die frühen Fahrten, daß ein abscheuliches Klima mit häufigen Stürmen die südlichen Breiten auszeichnet, und daß in gleicher geographischer Breite viel ungünstigere Verhältnisse herrschen als auf der nördlichen Halbkugel.

Nach der Ansicht der Geographen und Kartographen des Altertums und des Mittelalters sollte ein großer, unbekannter Erdteil südlich des indischen Ozeans liegen; denn der Landmasse im Norden mußte ein Festlandsgebiet auf der Südhemisphäre gegenüberstehen, um die Erde vor dem Umkippen zu bewahren. Bis ins 19. Jahrhundert herein spukte diese einer müßigen Spekulation wissenschaftlicher Phantasie entsprungene Ansicht in vielen Köpfen, und alle Entdeckungsfahrten in den südlichen Regionen hatten nur den negativen Erfolg, daß die „terra australis incognita“ nicht festgestellt werden konnte, daß wenigstens ihr Nordrand immer weiter nach Süden zurückwich. Schon die Portugiesen, Bartholomeo Diaz und Vasco de Gama stellten fest, daß das Südländ nicht mit Afrika zusammenhing. Magellan umfuhr 1520 Südamerika; jetzt hielt man Feuerland für die Nordspitze des Südländes. Die Fahrten der Holländer Jakob le Maire, der 1615 das Kap Horn entdeckte, und Abel Tasman, der 1642 die Umrisse Australiens feststellte, der Franzosen Bouvier Bovet (1738 die Bouvetinsel), Marion du Frez ne (Prinz